

Schattenland

Eine wahre Geschichte nach unwahren Begebenheiten

Wort war am Anfang. Adam war an diesem Tage früh wach gewesen um ein Wasserfallbad zu nehmen. Nun hatte er einige Lachse in sein Netz springen lassen und ritt auf dem Einhorn zurück zur Lichtung. Die Tiere grüßten ihn als er vorüberzog und auch die Bäume neigten ihre Äste dem Reiter nach. Die Sonne glänzte am Firmament und spiegelte nichts als die Schönheit der Schöpfung in ihrer Reinheit und Einigkeit. Es war nun drei Ewigkeiten her, dass der Schöpfer Adam eine Frau geschnitzt hatte und dieser nicht mehr allein die Tage im Paradies abzählte. Allerdings, und dies bedrückte Adam, sprach seine Eva seit einer Weile davon, den Garten Eden verlassen zu wollen. Sie wollte neue Erfahrungen sammeln und sehen, was sich außerhalb des Paradieses befand. Dies konnte Adam nicht nachvollziehen. Es gab nichts Schöneres und Vollkommeneres als das Paradies in seiner Zweisamkeit und er verstand nicht, warum seine Eva Interesse daran hegte, all das Unvollkommene und Niedere zu sehen. Und wenn sie den Garten verlassen würde, wäre das Paradies kein Paradies mehr für ihn, jetzt, wo Gott ihm Eva gegeben und er die Wunderbarkeit der Zweisamkeit kennengelernt hatte. Er fragte sich, warum ihm der Schöpfer eine so wankelmütige und mit dem Paradies uneinkommende Eva gemacht hatte. Egal, wie prachtvoll und sattgrün die Wiesen auch glänzten, wie erfrischend und labend das Felswasser über ihre Körper fließen konnte, wie erhaben und frohlockend sich die Sonne im einklingenden Wechselspiel mit dem Mond um ihr Paradies wandten, immerzu war es Eva überdrüssig. Während für Adam die Sonne jeden Tag noch goldener und lichtender wurde, wurde dieses ewiggleiche Schauspiel für Eva zu einem Schauspiel der Einöde. "Ich habe die Sonne gestern schon gesehen. Und den Tag davor. Und den Tag davor. Und den Tag davor", sage sie manchmal vor sich hin.

Es geschah, dass Adam Eva nicht wiedersehen sollte. An ihrer Lichtung fand er eine Schrift in den Erdboden gerissen, ein angebissener Apfel vom verbotenen Baum lag daneben. Diese Schrift verkündete Evas Abschied. Und auch, wenn Adam die Flecken von Tränen zwischen den Zeichen erkannte, so sah er doch die Entschlossenheit in ihnen. Zwar suchte er seine Eva zwei Ewigkeiten lang, war allerdings nicht willig, die Grenzen des Paradieses zu verlassen. Wenn er nur gewusst hätte, dass Eva keine halbe Ewigkeit hinter der Grenze des Haupteingangs auf ihn wartete, vielleicht hätte ihn der Mut ergriffen. Aber länger konnte sie nicht auf ihn warten, da sie jetzt sterblich war. Und so streifte sie durch das Nirwana und

verendete in qualvollen Gedanken an ihren Adam nur eine Priese Ewigkeit von dem Nomadenkönig Urimantep entfernt. Dieser führte ein halbsterbliches Leben im Kampf gegen den Sand und hatte sich nichts mehr als eine Frau gewünscht, mit der er seinen unterirdischen Palast hätte bewohnen können. Urimantep fand den verblühenden aber noch wunderschönen Leichnam Evas am Tage seines Todes und erkannte in den letzten Stunden seines Lebens Gott, den Schöpfer.

Adam verbrachte die letzten Ewigkeiten des Paradieses in unbändigem Zorn. Er schrie zu Gott in wüstem Hass, dass sich dieser alsbald von ihm abwandte und ein neues Paradies erschuf. Aus der reinen Lust des Hasses zerbrach Adam das Einhorn und zertrampelte ganze Wälder. Er riss sich eine Rippe aus dem Leib und schnitzte eine neue Frau, die jedoch, obwohl von den Köstlichkeiten und der Wonne des Gartens bezaubert, nie seiner Eva entsprechen konnte und somit den Schmerz und die Trauer nur noch erhöhte. Bald ertränkte er sie im einstigen Fluss des ewigen Lebens. Immer wieder versuchte er, sich eine Eva zu schnitzen, aber ein jedes Mal war er zu hastig und daher unvollkommen. Mal gelang sie ihm geistig gut, allerdings ästhetisch miserabel, sodass er zwar ein geistreiches Gespräch über die Abkehr Gottes mit ihr führen konnte, aber es ihn schauderte, erblickte er sie ohne Feigenblatt. Gelang ihm hingegen eine Frau, die seinem Idealbild, das seiner Eva, ausgesprochen ähnlich kam und er sich an ihren körperlichen Reizen ergötzen konnte, sobald war er auch mit dieser Frau verlebt, da sie ihm kein angemessener Gesprächsgast sein konnte. Mit der letzten Frau und mit der letzten Rippe starb auch er. Mit seinem Tode kroch sein Samen in den Boden und es erwachsen Lebewesen, die nichts als Zorn, Eifersucht, Missgunst und Neid in sich trugen und kein anderes Mittel gegen ihren für sie unerklärlichen Selbsthass fanden, als die ewiglich fortwährende Demütigung untereinander. Mütterchen Erde war geboren und auf ihrem Rücken führten die Lebewesen einen niemals endenden, opferreichen Krieg, dessen Sprösslinge einen langen und einsamen Gewaltmarsch auf sich zu nehmen haben, auf dem aus säugetierartigen Larven Menschenkinder, männliche oder weibliche Subjekte werden.

Das Telefon auf dem Flur schrie unheilvoll und Adam erwachte aus seinem Traum. Er war auf dem Schreibtisch eingeschlafen. Wieder ein Abend, an dem er mit seinem Roman "Schatten im Dunkeln" nicht weitergekommen war und ihn die Verzweiflung in die Müdigkeit geführt hatte. Das Telefon klingelte lauter und in längeren Abständen wie gewöhnlich. Jedes klirrende Ringen ließ sein Herz erschauern. Er hatte beschlossen, nicht abzunehmen. Er wollte noch Frieden, noch wenigstens eine Nacht Frieden, denn er wusste, welche grauenvolle und

unabwendbare Nachricht ihn ereilen sollte. Es klingelte endlos. Er hörte, wie eine Tür in der Wohnung aufgerissen wurde und sein Mitbewohner "Ja!" in die Muschel rief. "Ja, Moment", sprach er dann gemäßigt und klopfte an Adams Tür. Dieser blieb reglos sitzen und machte keinen Laut. Es klopfte erneut. "Telefon für dich!", rief der Mitbewohner. Dann trat er hinein, sah Adam genervt an, hielt das Telefon auffordernd zu ihm hin und sagte noch einmal, diesmal silbenbetonender: "Te le fon für dich."

Adam nahm es, wartete, bis sein Mitbewohner das Zimmer verlassen und im eigenen verschwunden war und schluckte in die Muschel. „Adam?“, fragte eine Stimme ohne Hall. „Ja, ich bin es!“, antwortete er klar und deutlich und unbetont. "Ich gehe nach Nontu", hörte er bereits aus weiter Ferne. Die Stimme war nicht freudig, nicht traurig, sondern rein deskriptiv. Adam legte den Hörer auf den Tisch und ging, ohne sich Schuhe angezogen zu haben, aus der Wohnung und aus dem Haus. Er lief die Frankfurter Allee hinab und bog links in die Simon-Dach-Straße ein. Er lief die Straße mehrmals hoch und runter, kaufte sich immer wieder ein Sternburg und ab und an einen Jägermeister am Spätkauf bis es Mitternacht wurde. Er dachte nichts, denn er konnte nicht. Leere regierte zwischen seinen Schädelbasisplatten. Er erwarb einen Döner, biss einmal hinein und warf ihn einem Passanten vor die Füße. Dann erstand er eine Packung Zigaretten und ein Feuerzeug und begann zu rauchen. Er strunkelte schon etwas und lief absichtlich in Fußgänger hinein in der Hoffnung, verprügelt zu werden. Doch man wich ihm aus oder stieß ihn weiter. Eine Gruppe junger Engländer schubste ihn grölend hin und her bis er hinfiel und sich den Arm an der zerbrochenen Bierflasche zerschnitt. Dann wurde er ihnen langweilig. In einem Film hätte noch jemand in ihn hineingetreten. Danach ist Adams Erinnerung nur noch fragmentarisch. Er erinnert sich noch, von einer blonden Dänin den Arm verbunden bekommen zu haben. Sie trug immer "ein halbes Erste-Hilfe-Set" mit sich herum. Ihre Freunde warteten geduldig, während sie den Verband anlegte und Adam versuchte, nicht umzufallen.

"What went wrong today?", fragte sie.

"What wänt rong?!", schrie Adam im schlechtesten Englisch. "Nontu! Do you fuck know, where the hell this is!?"

Abrupt ließ sie von ihm und die Gruppe ging empört weiter.

"Fucking tourists! Scheiß Touristenpack! Mierdas turistas!", schrie ihnen Adam hinterher, den Mittelfinger seines frisch verbundenen Armes hochreckend.

"What´s your problem, man?!" Einer der zurückgekehrten Dänen stieß Adam auf die Straße und beinahe vor eine aufbimmelnde Tram. „Wir können auch deutsch reden“, sagte er in

aggressivem Tonfall.

"Scheiß Dänemark", stammelte Adam. "Da ist etwas faul", und versuchte, Shakespeare zu zitieren. "Warum bleiben die Leute nicht, wo sie sind? Scheiß Touristen! Jeder soll da bleiben, wo er hingehört! Fliegt mit euren Billigflügen doch gleich ins Ozonloch! Wegen euch kostet das Sterni bald noch Einsfünfzig, ihr Arschlöcher! Scheiß Touristen!" Während er schrie, strunkelte er nach links und fiel über einen Fahrradständer. Adams erster Filmriss hat an dieser Stelle begonnen. Erinnerungslücken verhalten sich ähnlich wie das von Jacques Lacan beschriebene

"Objekt = x".

Es hat die Eigenschaft, nicht dort zu sein, wo man es sucht, aber dafür gefunden zu werden, wo es nicht ist. Man kann sagen, dass es "an seinem Platz fehlt". Wie wenn ein Band in der Bibliothek verloren gegangen ist. Stünde dieser Band auch auf dem Regal oder im Fach nebenan, er wäre verborgen, wie sichtbar er auch scheinen mag. Adam erwachte an der Theke im "Käptn", ein Bier lief in seinen Ärmel und ihm war kalt. Er bestellte zwei Wodka und trank diese.

"Und ich dachte schon, du hättest mir auch einen mitbestellt", sagte ein Mädchen neben ihm.

"Kauf dir selber deinen Wodka", quetschte Adam aus sich heraus.

"Sehr freundlich", sagte sie ironisch-freundlich. "Du bist son richtiger Berliner, wah?"

"Ich komme aus Dortmund, also da in der Nähe", bemerkte Adam und starrte weiter sein Bier an.

"Also Hüppingen heißt die Stadt. Das ist bei Neuderstedt. In der Nähe von Ipsburg", präzisierte er und rülpste.

„Wieso hast du keine Schuhe an? Und was ist mit deinem Arm passiert?“, fragte sie. Der Barkeeper schubste ein Bier zu ihr über die Theke, sie bezahlte mit einem Fünfiger und wartete auf ihr Wechselgeld.

„Das hat mich der Herr Barkeeper auch schon gefragt“, antwortete Adam und signalisierte durch das Erheben zweier Finger zwei weitere Schnäpse bekommen zu wollen. Die Kneipe war überfüllt, man hörte kaum Musik, nur Gerede und Gelächter. Als Adam seine zwei Schnäpse bekam, drängte sich ein Typ neben ihn, um die Aufmerksamkeit des Barkeepers zu erhaschen. Das Mädchen drängte sich wieder zu Adam durch und lud ihn ein, mit an ihren Tisch zu kommen. Er schluckte seine zwei Wodka und willigte ein, stand auf und wäre

hingefallen, hätte er sich nicht so dicht durch Menschen zwängen müssen, dass ein Umfallen unmöglich war. Sie leitete ihn zu einer Sitzgruppe, auf der fünf Mädchen stillschweigend saßen. Er nickte beiläufig zu und fiel auf die Couch. Gerne wäre er eingeschlafen. „Was ist mit dir denn passiert?“, wurde gefragt.

„Meine Freundin ist weg“, sagte Adam.

„Ach, andere Mütter haben auch schöne Töchter“, sagte eines der Mädchen, die Stefanie Schumacher heißt, 321 Facebook Freunde hat und *Coca Cola* geliked hat. Sie ist am 21.7.1986 geboren, wohnt in Essen und hat die *Höhere Schule für Wirtschaft und Verwaltung* besucht. Allgemeines Gelächter brach aus. „Nicole hier ist auch wieder Single!“ Das Lachen steigerte sich. Adam reagierte nicht, sondern starrte vor sich hin. Langsam wurden die Mädchen ruhiger und ernster, schauten ihn an und warfen sich fragende Blicke zu.

„Was meinst du mit „weg“?“, fragten sie fast unisono.

„Na ja, weg halt. So richtig weg. Einfach nur weg!“, sagte er spuckend.

„Hat sie dich verlassen?“, bemühte sich Nicole um eine Nachfrage. Sie hat 476 Facebook Freunde, darunter viele aus den Staaten, wo sie ein Sprachsemester absolviert hat. Ihr gefallen *sugarhigh Berlin* und lange Spaziergänge am Meer.

„Ne, sie hat mich nicht verlassen. Viel schlimmer: sie ist weg. Ganz weit weg. Weiter weg kann man gar nicht mehr weg sein.“ Diese Antwort bewirkte allgemeines Entsetzen. „Krass!“, hieß es. Das Mädchen neben Adam setzte zu einer Umarmung an, brach den Akt allerdings ab.

„Na ja, sie hat es sich ja selbst ausgesucht. Sie hat oft davon gesprochen, dass durchziehen zu wollen. Ich meine, klar hab ich ihr irgendwie die Daumen gedrückt, dass das klappt. Aber insgeheim hab ich mir schon gewünscht, dass sie es nicht schafft. Das war vielleicht egoistisch von mir. Und jetzt hat sie es durchgezogen und ist weg. Einfach weg. Und ich bin hier ganz allein.“

„Oh man! Das ist ziemlich hart so was. Mein herzliches Beileid“, sagte eine zierliche Brünnette vorsichtig. Sie heißt Andrea, ihr gefallen *Jugendherbergen Deutschland*, *Busreisen neu erleben* und *VERA-MODA Germany-Austria*. Sie liest gerne Paulo Coelho und hört gerne Portishead und die Fantastischen Vier. „Ich glaube, du brauchst erst mal Ruhe, um über die Sache hinweg zu kommen. So was muss man erst mal realisieren.“

„Na ja, ich wusste ja schon, dass es bald soweit sein wird. Sie sprach schon lange davon, dass machen zu wollen“, sagte Adam auf den Tisch gelehnt.

„Du wusstest davon? Konntest du sie nicht aufhalten?“, empörte sich Mara. Sie hat den Film

New Moon sowie die Serie *Two and a half men* geliked. Ihr gefallen weiterhin Zack Braff, *HEMA*, *Promiflash* und 37 andere Seiten oder Organisationen. Sie ist in die *Mädchenrealschule Mater Salvatoris* gegangen und war zum Zeitpunkt dieser Konversation 26 Jahre alt und in einer Beziehung mit Alex Erbar aus Pulheim, der Verkehrswesen an der TU-Berlin studiert und als eines seiner Hobbys „surfen“ angegeben hat. Er spricht deutsch und englisch.

„Ich hab vieles versucht, aber letzten Endes ist es ja halt ihre Entscheidung. Ich will ihr da nicht in ihren FreienWillen® reden.“

„Hat sie auch anderen Leuten davon erzählt?“, fragte die Rothaarige, nachdem die Mädchen empörter geworden waren und durcheinander schnatterten.

„Ne, sie wollte es niemandem sonst erzählen. Auch ihre Entscheidung, da red ich ihr nicht rein.“

„Hast du darüber nachgedacht, zur Polizei zu gehen? Ich meine, ähm ... Hallo!!“

„Was hätten die denn da machen sollen?!“

„Ja, das stimmt. Die helfen immer nur, wenns schon zu spät ist.“

„Wie lange wart ihr denn zusammen?“, fragte eine bebrillte Blonde nach einer kurzen Schweigephase, die eine Schweigeminute hätte sein können. Ihr gefällt *Fielmann*. Zu den Personen, die sie inspirieren, zählt unter anderem Nelson Mandela.

„Fast fünf Jahre“, schluchzte Adam und dachte kurz, weinen zu müssen.

„War sie schon immer so?“, fragte dasselbe Mädchen und wurde dafür von ihren Freundinnen mit Blicken gestraft, die andeuteten, dass man so etwas nicht fragt.

„Na ja, sie wollte schon immer weg. Seit ich sie kenne, hat sie davon gesprochen, weg zu wollen. Ich glaube, ich würde mich das nicht trauen. Da bin ich ganz ehrlich! Man weiß ja gar nicht, was einen da erwartet. Ne, das wär nix für mich. Aber sie war da schon immer der Typ für. Seit wir uns kennen, hat sie davon geredet. Ob es gut oder schlecht ist. Wann der beste Zeitpunkt dafür ist. Wie man sich auf so was vorbereiten muss. Manchmal hat sie tagelang von nichts anderem gesprochen, ich konnte es schon kaum noch hören. Deshalb war ich ja auch darauf vorbereitet, und ich dachte, ich hätte mit der Zeit gelernt, damit umgehen zu können, wenn es soweit ist. Aber jetzt, wo es soweit ist, haut es mich doch ganz schön um. Da kann man sich nicht vorbereiten.“

Betrübtes Schweigen folgte. Die Kaschemme hatte sich etwas geleert. Es war Dienstag, die letzten Kiez-überschreitenden Bahnen waren gefahren. „Somebody that I used to know“ von Gotye (feat. Kimbra) war zu hören. Eines der besten Lieder, die jemals geschrieben wurden.

„Einer der besten Songs, die jemals geschrieben wurden“, sagte Adam.

„Ja, schönes Lied“, bestätigte Nicole nach einer Weile. Die Gruppe war wie auf einer Beerdigung.

„Das ist echt Scheiße!“, ließ Sarah ihren Unmut raus. „Wenn wir dir irgendwie helfen können, wenn du nicht weißt, wo du heute Abend hingehen kannst, dann sag bitte Bescheid, ja.“ Die anderen nickten zustimmend. Daraufhin erklärte Adam, dass er schon klarkommen würde und gerne mit ihnen auf Facebook befreundet wäre. Geschwind kramten sie ihre iPhones aus ihren kleinen Handtaschen und schickten ihm Freundschaftsanfragen. (Sie kommunizierten nie wieder miteinander.) Dann verließen sie hastig die Bar und gingen weiter in den „Tresor“. Sarah stellte zwei Tage später 31 Fotos dieses Abends in ihr Profil. Der Ordner trägt den Namen

„BerlinSause“.

Nachdem Adam sich über die stehen gelassenen Getränke hergemacht hatte, wechselte er die Kneipe. In der „Astro-Bar“ setzte es sich an die Theke und begann zu weinen, noch bevor er ein Bier bestellen konnte. Als die Barkeeperin vor ihm stand, versuchte er, sich zusammenzureißen und bestellte ein Glas Wasser. Er bekam ein Bier und einen Jägermeister. „Gegen die Trauer“, sagte die Barkeeperin lächelnd und war allerdings schnell wieder verschwunden. Adam fragte sich, ob er diese Getränke zu bezahlen hatte und stellte erschrocken fest, kein Geld mehr zu haben. Schnell trank er seinen Kurzen. Dann hat sein zweiter Filmriss begonnen. Er erinnert sich schemenhaft daran, versehentlich auf dem Damen Klo gepisst zu haben, ohne auch nur den Toilettendeckel hochgeklappt zu haben. Eine Frau schrie ihn an, woraufhin er fast in Ohnmacht und seinen Urin gefallen wäre. Sie half ihm auch, die Hose zuzumachen und übernahm seine Drinks. Sie küssten sich schließlich. Wie es dazu kam, ist Adam bis heute ein Rätsel. Zum ersten Mal seit fünf Jahren küsste er eine andere Frau als seine Freundin. Da er diese Frau nicht kannte und weder irgendwie attraktiv oder irgendwie interessant fand, war es ein sehr unemotionaler Kuss. Der Kuss diente nur dem Spaß an der Sache selbst, den Adam leider nicht teilen konnte, denn sie schmeckte nach Kippen und Schnaps, hatte raue Lippen und steckte ihm die Zunge so tief rein, dass er beinahe erbrochen hätte. Trotzdem küssten sie sich mehrere Minuten und hatten ihre Zungen bald aufeinander abgestimmt, nichts zu tun, was dem Anderen missfiel. Hier eine Liste mit ähnlich emotionsarmen Aktivitäten:

Abwaschen. Das Bett neu beziehen. Reifen wechseln. Müll runter bringen. Socken sortieren. Hemden falten. Bügeln. Den Gehsteig fegen. Den Tisch decken. Kaugummi vom Boden kratzen. Laub haken. Einen Einkaufswagen schieben. Gerade stehen.

Nach etwa zehn Minuten ließ sie von Adam ab. „Boh, du gehst aber ran!“, sagte sie und versuchte, sich die Haare nach hinten zu werfen. „Gehen wir zu mir?“, fragte sie. Adam weiß nicht mehr, was er gesagt hatte, und es wäre auch egal gewesen. Sie gingen zu ihr. Der Weg war weit und es hatte geregnet, ständig trat er in Pfützen. Unter dem Vorwand, pissen gehen zu wollen, erbrach er hinter einer Hecke. Sie hatten sich „Wegbier“ („Fußpilz“) und eine Flasche Jägermeister besorgt. Sie wohnte in Lichtenberg, der Weg schien ewig. Adams Vorschlag, ein Taxi zu nehmen, schlug sie ab. Es war immer „gleich da vorne“. Und gleich da vorne war es wieder ein Stück weiter „gleich da vorne“. Nach drei weiteren „gleich da vorne“ lehnte Adam an einem Stromkasten und meinte, jetzt wirklich nicht mehr weitergehen zu können. Daraufhin fasste sie ihm um die Hüfte, sodass sie weitergehen konnten. Das letzte Stück Weg trug sie ihn über den Schultern. Als sie bei ihr angekommen waren, setzte sich Adam erschöpft auf eine Treppenstufe. Sofort packte sie ihn unter den Armen und zerrte ihn in den dritten Stock. Dort schaffte sie ihn in ihr Bett und entledigte ihn seiner Hose. Sie zog zwar die Vorhänge zu, trotzdem war es hell, da es mittlerweile Mittag war. „Ich bin gleich wieder da“, sagte sie. „Machs dir schon mal gemütlich.“ Genüsslich schlief Adam ein, wurde jedoch schon bald von ihr geweckt. Sie lag halb nackt neben ihm und fuhr mit den Händen über seinen Körper und in die Hose. Als sie nach einer Zeit feststellen musste, dass er nicht steif wurde, sagte sie vorwurfsvoll: „Männer! Erst macht ihr uns geil und wollt mit uns in die Kiste, und dann könnt ihr nicht mehr. Tolle Nummer!“ Adam stammelte daraufhin den Versuch einer Entschuldigung, war jedoch voller Hoffnung, nun endlich schlafen zu können. Sie begann zu masturbieren. Ihr Stöhnen erregte ihn, wenn er die Augen schloss und an einen Porno dachte. Bald bemerkte sie seine Erektion und wollte soeben seinen Schwanz einführen, als er um Kondome bat. Aber zu spät. Schon war er in ihr und stellte allerdings erleichtert fest, dass sie ihm bereits einen Gummi übergezogen hatte. Er spürte nichts. Es war, wie man so schön sagt, als würde man eine Salami in eine Lagerhalle werfen. Sie hingegen stöhnte lauthals, zerrte am Laken und stach ihre Fingernägel in ihn. Das Bett quietschte, ein Lattenross zerbrach hörbar und bald lagen die beiden auf dem Boden, wo Adam sie schließlich mit starken Stößen von hinten nahm. Irgendwie musste er doch was merken! Aber es war weiterhin ein Gestocher ins Nichts. Dann signalisierte sie, dass sie genug habe und legte sich ins zusammengebrochene Bett. Adam legte sich daneben, streifte den Kondom ab

und genoss es, jetzt endlich schlafen zu können. Während er hinwegdämmerte, hörte er sie noch lange schwer atmen. Er erwachte gegen zehn Uhr abends beziehungsweise wurde von der Frau geweckt, deren Namen er nicht wusste und auch nicht wissen wollte. Sein Kopf drückte und war schwer wie eine Bowlingkugel, sein Hals brannte, er sah verschwommen ... die Schmerzen waren unbeschreiblich. Zu seiner Überraschung hatte er eine Erektion. Er versuchte aufzustehen, konnte aber nicht. Schon hatte ihm die Frau erneut einen Gummi übergestülpt und setzte sich auf ihn. Wieder schrie sie lautstark und begann zu schwitzen. Der Sex half gegen den Kater, sodass Adam nach durchstandem Akt aufstehen und seine Sachen zusammenklauben konnte. „Ich denke, es wird Zeit, dass du jetzt gehst!“, sagte sie betonend, als er sich bereits die Hose angezogen hatte. „Nimm bitte deine Sachen und geh.“ Schon im Treppenhaus war Adam noch damit beschäftigt, sich anzuziehen. Er grüßte eine ältere Frau übertrieben freundlich und hastete die Stockwerke runter um in eine Mülltonne zu erbrechen. Auf der Straße war es laut. Taxis hupten scheinbar sinnlos. Eine Bahn ratterte vorbei. Menschen telefonierten und schrien sich an. Ein Fahrradfahrer klingelte Adam vom Radweg. Er wusste nicht, wo er war, fand aber eine U-Bahnstation, bei der sich auch ein Chinanudelimbiss befand. Er bestellte eine Cola und eine große Nudel Box mit Hähnchen. „Ich hab gerade meine Freundin betrogen“, sprach er zu der Chinanudelfachverkäuferin und war darüber selbst überrascht. „Mein Mann lebt in Peking“, sagte diese nach einer Weile, als Adam schon nicht mehr mit einer Resonanz gerechnet hatte. „Naja, dann können Sie mich ja vielleicht verstehen“, sagte Adam und stopfte sich gierig seine Nudeln in den Mund. „Haben Sie Ihren Mann schon mal betrogen?“ Sie antwortete nicht. Er öffnete die Cola und trank viel. „Was du liebst, lass frei. Kommt es zurück, gehört es dir - für immer“, zitierte sie Konfuzius. Das überraschte Adam. Er wusste nicht, was er mit diesem Spruch anfangen sollte, schüttelte den Kopf und machte sich auf zur U-Bahn. „Wer einen Fehler gemacht hat und ihn nicht korrigiert, begeht einen zweiten“, schallte es aus der Imbissbox. Wieder Konfuzius. „Essen und Beischlaf sind die beiden großen Begierden des Mannes!“, schrie sie. Natürlich Konfuzius. „Ein Fehler bringt Erfahrung“, dachte Adam und dachte weiter, dass dieser Satz auf einem Glückskekszettel stehen könnte. „Die Erfahrung ist wie eine Laterne im Rücken; sie beleuchtet stets nur das Stück Weg, das

wir bereits hinter uns haben“ schrie die Thailänderin erneut.

„Halts Maul!“, dachte Adam und verschwand im

U-Bahnschacht.

Er musste nur eine Station fahren. Zuhause wurde er von seinem Mitbewohner darüber informiert, dass „irgendjemand“ bereits unzählige Male angerufen hatte. Vermutlich sprach er normal, aber es dröhnte, als spräche er durch ein Megafon. Der letzte Anruf war vor einer Stunde gewesen. „Gut so“, dachte Adam. „Die sollen sich ruhig mal etwas Sorgen um mich machen.“ Wie er mit seiner Nacht in einer fremden Frau verfahren würde, wollte er zu diesem Zeitpunkt noch nicht entscheiden. Mit seiner Freundin Schluss machen, wollte er nicht. Als Kurzschlussreaktion konnte er seine Aktion wohl aber auch nicht verkaufen. Zuerst musste er selbst diese Nacht verarbeiten, seinen Kater loswerden, klar denken können. Das Leben, der Alltag musste wieder aufgenommen werden. Zur Uni hätte er in seinem desolaten Zustand ohnehin nicht gekonnt. Zum Glück fiel dies nicht weiter auf, das konnte alles nachgeholt werden. Und seine Freundin sah eh nicht, was er so tat. Ohne viel darüber nachgedacht zu haben, schrieb er ihr, dass er sich mit Freunden betrunken und bei einem Freund übernachtet hätte. Er schrieb weiter, sein Handy absichtlich abgeschaltet zu haben, weil er für sich sein wollte und die letzten Stunden nicht mit ihr hatte sprechen wollen. Dafür entschuldigte er sich, und weiterhin dafür, sie nicht wenigstens benachrichtigt zu haben. Er schrieb, am nächsten Tag mit ihr telefonieren zu wollen, es würde ihm ganz und gar nicht gut gehen, sie solle sich aber bitte keine Sorgen machen. Dann fiel er aufs Bett und schlief. Er erwachte um zwei Uhr nachts und fühlte sich immer noch dreckig, total zerstört und nicht in der Lage, sich mit seiner Freundin auszutauschen. Außerdem war es schon zu spät dafür. Er checkte seine Nachrichten und stellte fest, dass sie nicht einmal geantwortet hatte. Der Duft von Marihuana lag in der Luft. Adams Mitbewohner saß in der Küche und wartete auf die im Ofen verweilende Fertigpizza. „Na, Nachtmahl?“, versuchte Adam ein Gespräch aufzubauen. Sein Mitbewohner erklärte ihm daraufhin, seine zwei Euro Pizza „getuned“, also mit Zwiebeln, Salami und „ordentlich“ Käse zusätzlich belegt zu haben. Adam setzte sich zu ihm. „Du hast aber ordentlich Kater, Alter“, stellte der Mitbewohner fest und erzählte, gestern ebenfalls Trinken gewesen zu sein, zuhause. Sie hatten noch nie sonderlich ausführlich über private Angelegenheiten gesprochen. Ihre Gespräche beschränkten sich auf WG-Interna, also auf Themen wie Putzplan, Lautstärke, Klopapierkauf usw. Ab und zu mal eine Meinung zur

Politik, zu den Autobrandanschlägen oder der Gentrifizierung. Das war es aber auch schon. Sie führten eine „Zweck-Wohngemeinschaft“. Jeder ging seinem Alltag nach und kam nur mit den Anderen in Kontakt, wenn man sich zufällig zur selben Zeit in der Gemeinschaftsküche befand. Adam fand diesen Zustand vollkommen in Ordnung. Schon in seinem Gesuch bei www.wg-gesucht.de hatte er formuliert, keinen „Familienersatz“ zu suchen, keine gemeinsamen Spiel- und Kochabende haben zu wollen. Davon hatte er genug. In seiner vorherigen WG wurde so gelebt, also mit Gemeinschaftskühlschrank und -kasse, Diskussionsrunden, Filmabenden etc. Es hatte vorne und hinten nicht funktioniert. Immer hatte er warten müssen, bis sich abends alle in der WG eingefunden hatten, bis endlich gekocht werden konnte. Sie waren zu fünft und niemand wurde satt. Oft hatte sich Adam danach eine Pizza beim nahegelegenen Italiener geholt. Dort hatte er schon mal den einen oder anderen Mitbewohner getroffen. Jetzt wohnte er zu dritt. Zwei Jungen und ein Mädchen. Der eine, Paul, war den ganzen Tag zuhause und rauchte, aß und "zockte" Computerspiele, klimperte ein Mal pro Tag auf der Gitarre und war Dortmund Fan. Das Mädchen, Marie, war selten zuhause. Ab und an hörte Adam sie des Nachts nach Hause kommen, die Schuhe in die Ecke werfend und die Türen zuknallend wie ein Bauarbeiter, der nach einer 12 Stunden Schicht heim kommt. Während Maries Leben an ihr vorbeirauschte, da sie ihre Arbeit voll und ganz ausfüllte, vergingen die Tage für Paul nur sehr fließend, da half auch das lange Schlafen nichts. Marie war mittlerweile fast komplett auf Sushi umgestiegen, da es schnell konsumierbar, geschäftlich-gesellschaftlich angesehen, gut verdaubar war und nicht träge machte. Paul lebte ausschließlich von Fertigprodukten. Die beiden begegneten sich selten, vielleicht einmal am Wochenende, wenn Paul besoffen den Sieg der Dortmunder feierte und Marie um Ruhe bat, da sie endlich mal ein Wochenende frei habe. Was die beiden sonst so taten, wusste Adam nicht. Sie hätten auch Profikiller sein können, er hätte es nicht bemerkt. Nur wenig später erhielt Adam eine SMS von einem Freund in Mitte. Bei diesem war eine Party „am Gange“, wo Adam denn bleiben würde, er hätte doch letzte Woche zugesagt. Bevor Adam zurückschreiben und sein baldiges Ankommen ankündigen konnte, erhielt er eine zweite Nachricht, in der „bring Bier mit“ geschrieben stand. Da die Bierpreise in Mitte um die 1, 50 Euro wucherten, packte er am heimischen Spätkauf einen Rucksack voll. Er fragte Paul, ob dieser nicht Lust habe, mit auf eine Party in Mitte zu kommen. „Mitte?“, fuhr er entsetzt hoch. „Willst du mit den Jupies feiern, oder was? Außerdem ist das viel zu weit, fahr ich doch jetzt nicht mehr hin!“ Er nahm die Pizza aus dem Ofen und verschwand in seinem Zimmer. Der Stadtteil Mitte galt in den Kiezen als Touristensammelsurium, als überteuert und

szenisch, als die Wüste in der Mitte der Stadt. Zudem litt Paul an einer allgemein in Berlin grassierenden Krankheit: Agoraphobie. Wenn er überhaupt die Wohnung verließ, dann nur an Orte, die ihm wohlbekannt waren und bei denen er nichts Ungewohntes zu erwarten hatte. Er hatte sein Stammspätkauf, sein Stammlokal, seinen Stammdiscounter und ging vielleicht mal zu einem Freund, der um die Ecke wohnte. Natürlich waren nicht alle Berliner derart agoraphobisch; es ist zudem eine Krankheit, deren Symptome zunehmend in den kälteren Monaten des Jahres auftreten. In Sommermonaten verdreifacht sich der Menschenanteil in den öffentlichen Bereichen, im Winter huschen die Leute nur fix von Zuhause zur Arbeit und wieder zurück, an Wochenenden vielleicht mal in die Kiezkneipe. Aber auch im Sommer zeigen die Einwohner Berlins eine Art „Kiezfascismus“, wie er in dieser Stadt wohl einzigartig ist. Frei nach Wittgenstein: Die Grenzen meines Kiezes sind die Grenzen meiner Welt. Alles außerhalb ist schlecht, oder zumindest nicht so gut, wie es im eigenen Kiez ist; deswegen ist man ja dort hingezogen. Das Leben außerhalb des individuell definierten Aktionsradius interessiert die meisten Leute kaum. Dieses urbane Phänomen hat kaum mehr etwas mit Ost-West-Hass, Neonazikonflikten oder Touristenfeindlichkeit zu tun, es ist schlichtweg eine Bequemlichkeit und Arroganz, von der auch Adam langsam befallen wurde. Warum sollte er jetzt den Weg nach Mitte auf sich nehmen, wenn er hier in seinem Kiez billigeres Bier in besseren Kneipen trinken konnte?

Trotzdem fuhr er nach Mitte. Kontakt mit bekannten Leuten zu haben kann nur von Vorteil sein, gedachte er. Wichtig war nur, niemandem vom Fauxpas mit dieser Frau zu erzählen. Er selbst war das schwächste Glied der Kette: Irgendwie musste es aus ihm raus, er hatte das Verlangen, es jemandem zu erzählen. Aber er wusste auch, dass sich solche Geschichten wie Lauffeuer verbreiten, waren sie erst einmal auch nur angedeutet. Er durfte weder klar darüber reden, noch Andeutungen machen und schon gar keinen Roman darüber schreiben! Zwar kannten seine "Leute" in Berlin seine Freundin nicht, aber man weiß schließlich nie, welche Umwege eine in die Welt gesetzte Geschichte nehmen kann. Die "Leute" waren auf dem besten Weg, „Freunde“ für Adam zu werden. Sie trafen sich fast jedes Wochenende. Nur, wenn seine Freundin bei ihm zu Besuch gewesen war, hatte er mit ihr lieber „Pärchenaktivitäten“ unternommen, also Theater, Kino, Flohmärkte etc. Oder sie waren einfach zuhause geblieben, hatten sich Filme ausgeliehen und gekocht. Während der Fahrt mit der U-Bahn machte sich Adam weiterhin Gedanken darüber, ob sein Malheur an die Öffentlichkeit durchsickern konnte. Die Frau, mit der er geschlafen hatte – oder besser gesagt: die mit ihm geschlafen hatte –, würde es wohl kaum publik machen. Wahrscheinlich macht

die so was ständig und hat ihn schon vergessen, mutmaßte Adam vollkommen richtig. Es leben fast vier Millionen Menschen in Berlin, da ist es sehr unwahrscheinlich, dass man sich wiedersieht oder über Freunde oder Bekannte miteinander bekannt ist, überlegte er weiter. Auch, wenn sie nur eine Station entfernt wohnte. Bei dem Gedanken, sie in einer Bar anzutreffen, wurde ihm mulmig. In die „Astro-Bar“ wollte er nie wieder gehen. Es war also gut, nach Mitte zu fahren, dort würde sie bestimmt nicht sein. Die Wahrscheinlichkeit, dass sie agoraphobisch und kiezfaschistisch war, war nicht gering. Der Nachtbus zum

Alexanderplatz

beinhaltete nur ein paar Gestalten, die sich entweder mit übergezogener Kapuze in die Ecken der Sitzreihen kauerten oder gähnend auf ihre Mobilfunkgeräte eintippten. In den Kurven rollte eine leere Bierflasche von rechts nach links und zurück. Adam öffnete sich ein Sternburg aus dem Rucksack und starrte in die durch die regenverzehrte Fensterscheibe verschobenen Lichter der Stadt. Er wünschte, der Bus würde niemals mehr anhalten. Auf der Party kam Adam nie an. Zwar stieg er am Alex aus, nahm jedoch nicht den Anschlussbus. Stattdessen zog er durch die großen und regengenäbten Straßen Mittes, die die Lichter der monströsen Bauten spiegelten. Hier und dort hatte ihn das Auge eines Wachmannes erfasst, ab und an fuhren Autos in Parkhäuser, während sein Rucksack leichter wurde. Es lässt sich nicht sagen, ob Adam absichtlich den Hackeschen Markt entlangging, oder ob es ihn zufällig in diese Gegend getrieben hatte. Dass sich dort Prostituierte aufhielten, wusste er. Auch wusste er, dass er genauso gut jeden anderen Weg hätte nehmen können. Er sah deprimiert aus; seine Sehnsucht nach körperlicher Zuneigung triefte nur so aus seinen Augen. Zudem war er angetrunken und stellte somit ein begehrtes Zielobjekt für den Transfer von Sex gegen Geld dar. Die Prostituierten streichelten ihm über den Arm und fragten, ob er Lust auf Spaß habe. Adam blieb ebenso kurz stehen, wie es noch nicht Interesse zeigte, er aber noch eine Sekunde länger am Arm gefasst wurde. Eine schwarz toupierte, große Frau mit ungewöhnlich normalem Outfit wurde besonders aufdringlich und tänzelte eine Weile neben ihm her, bis er schließlich stehen blieb und ihr eine Zigarette anbot. Als er ihr Feuer gab, kam sie sehr nah an ihn heran. Sie roch gut und trug die Schminke gar nicht so übertrieben dick, wie es Adam von den Prostituierten in Hamburg kannte. Dort war er auf einem Junggesellenabschied gewesen und hatte sich sein bisher einziges Mal auf kürzeste Distanz einer Anschaffensdame genähert. Damals hatte er es als ekelerregend empfunden; die dicke Schminke und der übertriebene

Duft, die fetten Lippen und das Zungeschnalzen hatten ihn danach Umwege um Standorte der Bordsteinschwalben machen lassen. Die Berlinerin atmete den Rauch sehr betonend aus und schaute Adam auf den Mund. Sie sagte ihm, wie niedlich sie ihn finde und fragte, warum er denn so allein unterwegs sei. "Meine Freundin ist weg", sagte Adam weinerlich. Die Prostituierte sagte, da habe er jetzt etwas Entspannung und Ablenkung nötig. Das fand Adam auch. Sie sagte weiter, sie würde ihm für 300 Euro vergessen machen, dass er jemals eine Freundin gehabt habe. Während er sich auch eine Zigarette anzündete, rechnete er seine Finanzen durch. Er hatte noch knappe 450 Euro auf dem Konto, die Miete war bereits gezahlt, keine größeren Ausgaben standen an. Allerdings war es noch sehr früh im Monat. Wenn er etwas sparsamer als sonst leben würde, könnte er durch den Monat kommen und jetzt für eine Stunde seine Sorgen vergessen. Er hatte dem "Deal" noch nicht eingewilligt, sondern verharrte in seinen Rechnungen, als er schon von "Jodyta", wie sie sich nannte, eingehakt wurde und sie sich vom Hackeschen Markt entfernten. Sie prophezeite, ihm Dinge zu zeigen, die seine Freundin ganz bestimmt nicht mit ihm machen würde. Er kicherte wie ein kleiner Junge. Gleichzeitig wurde ihm mulmig. Er teilte Jodyta mit, noch zu einem Bankautomaten zu müssen, denn natürlich trug er nicht so viel Geld mit sich herum. Er zog seinen Geldbeutel aus der Tasche und zählte 20 Euro. Außerdem fand er ein Foto seiner Freundin. Sie kam ihm fremd vor, als trage er das Foto aus einem gekauften Bilderrahmen in seinem Portmonee spazieren. Er schaute es lange an, bis Jodyta ihn anstieß und auf eine Sparkasse auf der gegenüberliegenden Straßenseite hinwies. Er ging hinüber, während sie wartete. Er hob 300 Euro ab, steckte sie ein, drehte sich um und sah die Prostituierte auf der Verkehrsinsel warten, die Arme verschränkt, den Blick schweifend, schnell Kaugummi kauend und den linken High-Heel-Absatz auf den Boden kreisend. Sie winkte ihm zu. Daraufhin ging er schnellen Schrittes nach links weg. Er hörte sie "Hey, Süßer! Wo willst du denn hin?" rufen und beschleunigte seinen Gang, als er ihre Absätze in kürzeren Abständen klacken hörte. Schließlich lief er, dann rannte er. Jodyta hatte sich längst einem neuen Freier gewidmet, als er erschöpft am Hauptbahnhof ankam. Er hatte nicht vorgehabt, dorthin zu laufen, wusste aber nun, als er dort war, dass es von vornherein, und vielleicht schon den ganzen Tag lang sein Ziel gewesen war. Nachdem er sich ein Bier gekauft hatte, beschäftigte er sich mit dem Fahrplan für Fernzüge und musste feststellen, dass es zu dieser Zeit keinen Zug mehr gab. Der nächste ICE ans Meer fuhr in vier Stunden und kostete 170 Euro. Mit Hin- und Rückfahrt war die Fahrt also teurer als eine Prostituierte. Trotzdem beschloss er, sein Geld dahingehend zu investieren. Die Rückfahrt sparte er sich. Er verließ den Hauptbahnhof und setzte sich mit

einer Flasche Jägermeister und einer Tageszeitung auf eine Bank.

Er erwachte zu spät und verpasste den Zug. Am Schalter der Deutschen Bahn konnte man ihm kein Geld zurückerstatten oder eine Ersatzfahrt anbieten. Was Adam nicht wusste ist, dass die Frau am Schalter zwar hätte Kulanz walten lassen können, ihr jedoch die erhebliche Alkoholfahne des Kunden aufstieß und diesen in ein Licht der Unglaubwürdigkeit hüllte. Als Adam wieder zuhause war, immer noch erbost und wütend über das verlorene Geld, kümmerte er sich bei www.mitfahrgelegenheiten.de um eine Mitfahrgelegenheit ans Meer fürs Wochenende und versuchte, seine Freundin anzurufen. Diese ging auch nach mehrmaligen Versuchen weder an ihr Mobil- noch an ihr Festnetztelefon, sodass sich Adam genötigt fühlte, auf ihren Anrufbeantworter zu sprechen. Er erzählte hektisch, dass er gut verstehen könnte, wenn sie sich über sein Verhalten wundern würde, er würde sich selber auch sehr absonderlich vorkommen. Weder von dem verlorenen Geld für die Bahntickets, noch von dem One-Night-Stand oder Jodyta sprach er. Die Sprache ist das Haus des Seins, schreibt Heidegger. Die

Lüge

ist ebenso wie die unterlassene Wahrheit eine Strohütte um die eigene, nackte Existenz. Immer wieder versuchte Adam, seine Freundin zu erreichen. Er rief mehrmals pro Tag an, schrieb SMS und Emails und hinterließ anfänglich noch lange, den Anrufbeantworter überfordernde Nachrichten. Seine Verzweiflung wurde immer stärker. Sein Leben war nicht mehr sein Leben, es war Dreck. Seine Seminare widerten ihn regelrecht an: all das sinnlose Gelaber über das Ei oder das Huhn, das unpraktische philosophieren über nichts und wieder nichts, das eloquente Schleimen und der belesene Stuss seiner Kommilitonen. Wie konnte man so viel unnützes und verqueres Wissen in sich packen? Die Metapher des Elfenbeinturms kam ihm immerzu in den Kopf, wenn er sich in der Universitätsbibliothek aufhielt und versuchte, an seiner wissenschaftlichen Hausarbeit über *das Huhn oder das Ei aus strukturalistischer Sicht* zu schreiben. Die Leute um ihn herum kamen ihm schwächling vor, nahezu abgemagert. Manche dieser zierlichen Rippengestelle waren in einen Anzug gesteckt, der auch noch zu vertuschen scheinen sollte, mit welchem dämlichen und unwirklichen, antipraktischen und unnützem Kladderadatsch sie sich befassten. Elfenbeinschnitzer, elendige! Ihr Sein steht ihrem Bewusstsein im Weg; ihre Körper sind nur noch Anhängsel ihres Gehirns. Mit ihrem Verstand arbeiten, essen, lieben und ficken sie, machen vielleicht sogar Sport damit. Ihre Ärmchen und Beinchen mühen sich mit den Bücherstapeln und den

Treppen. Gerne hätte Adam malen oder zeichnen gekonnt. Dann hätte er ein Bild fabriziert, das zwei Leute vor dem Elend der Welt zeigt. „Die Schuld liegt beim Betrachter“ hätte er es betitelt. Der Hintergrund würde rauchende Fabriken, verhungerte Kinder, vergewaltigte Frauen, verdorrte Landschaften, aussterbende Tiere, unglückliche Arbeiter, einsame Menschen und weitere Leidtragende zeigen. Vor dieser Collage würden zwei Personen auf einer Bank sitzen und von dicken und schweren Büchern sowie ihren angehäuften Notizen umgeben sein. Während der eine angestrengt über seinen Aufschreibungen grübelt und dabei einen zusammengeknüllten Zettel unachtsam hinter sich wirft, könnte der andere, dessen Blick auf den fliegenden Zettel gerichtet sein sollte, gerade zu einer Ermahnung ansetzen, welche rein gestisch durch das Erheben des Stiftes und die gekniffene Mimik ausgedrückt sein könnte. Doch am schlimmsten war es, wenn sich Adam darüber bewusst wurde, dass er einer von ihnen war, dass sie vielleicht die gleiche Kritik an ihm äußerten, wie er an ihnen. Auch er war ein Lernluder, ein Bücherbube, ein Elfenbeinschnitzer, ein Abgeschnittener, ein Analytiker einer Welt, die er selbst nicht mehr bewohnte, dem die Schriften toter Lebensdeuter durch die Weiten seines Hirnes fluktuieren, und das in Worten, die er selbst kaum kannte. Vielleicht hätte er mehr mit seinen Mitstudierenden reden sollen, dachte er sich, tat es aber nicht. In der Vorhalle zur Mensa wurde zu Revolutionen aufgerufen, zu Streiks und Sitzungen eingeladen, auf Veranstaltungen hingewiesen und Flyer verteilt. Adam hasste diese Art des Aktionismus; dieses verheuchelte Revolutionsgelaber widerte ihn an. „Nicht ihr revolutioniert, sondern man lässt euch revolutionieren, um eine Demokratie präsentieren zu können“, formulierte er in seinen Gedanken und ging schnellen Schrittes an den aufgesetzt freundlich schauenden Mädchen vorbei, die ihm Librettos mit großen Marxköpfen in die Hände drücken wollten und fragten, ob er kurz Zeit habe, etwas gegen die Unterdrückung zu unternehmen und Teil einer Bewegung zu werden. „Ihr ändert die Welt nicht“, nuschelte Adam und grummelte vor sich hin. Diese Leute waren für ihn bessere Schülersprecher, die meinen, Interessen anderer zu vertreten, obwohl sie die Interessen vorschreiben und formulieren und nur ihre eigene angestrebte Karriere in Aussicht haben, das Üben des Organisierens und des Motivierens von Gruppen und das Leiten von Bewegungen praktizieren lernen. Nur innerhalb ihrer kleinen, fast privaten Bewegung, eingeschlossen in den Orbit der Universität und einigen Spreizrichtungen ändern sich Verhältnisse. Effektiv wird sich nichts ändern: der Bahnhof in Stuttgart wird gebaut werden, die Kinder in Somalia werden verhungern, Bildung wird weiterhin denen ohne Bildung verschlossen bleiben, die Mensa wird nicht vegetarisch werden, der Atommüll wird in Gorleben ankommen, egal, wie

lange es braucht. Im Interesse von revolutionären Diskursen steht nicht die tatsächliche Änderung der tatsächlichen Verhältnisse, sondern die Ästhetik der Revolution an sich, das Gefühl, revolutionieren zu können, das Darstellen der eigenen Freiheit und vermeintlichen Aufmüpfigkeit. Wenn Adam nicht in der Uni war, verweilte er vor der Einleitung seines Romans. Er wollte bedeutend sein, der Welt beweisen, wie wortgewandt und poetisch er sein konnte, seinen Hass auf die Gesellschaft kundtun und damit eine neue Denkweise in die Köpfe der Menschen pflanzen, ihnen einen Hammer beschreiben, mit dem die Welt verändert werden kann, sie dastehen lassen, als fiktive Personen, in denen sie sich nackt wiedererkennen. Eine brutal ehrliche Fiktion wollte er schreiben. Zudem schrieb er, weil ihn das Gefühl bedrückte, nichts weiter zu sein als organischer Abfall und dass er nicht mehr hinterlassen würde, als Fußstapfen an vergessenen Orten, als einen langsam verrottenden Körper und den kleinen, durch ihn verursachten irreparablen Schaden an der Welt.

Mittlerweile hatte er seiner Freundin via Email vorgeschlagen, eine „offene Beziehung“ zu veranlassen. Die Konditionen eines solchen mündlich vereinbarten Vertrages lauten, platt formuliert: Jeder ficke, was er will und teile es dem anderen nur mit, sollte eine versehentliche Geschlechtskrankheit, vergessene Verhütungsmaßnahmen oder unvorhergesehene Gefühle vorliegen. Ergänzt werden können weitere Paragraphen wie zum Beispiel das Ausschließen von Freunden und Bekannten aus der sexuellen Freiheit oder das Verschweigen von sexuellen Aktivitäten vor diesen. „Freiheit“. Das ist Freiheit mit Vertrag. „Es ist wie das Seiltanzen mit Netz: Du kannst baggern und flirten, und wenn es nichts wird, hast du immer noch deine Freundin in der Reserve. Du hast es gut, kannst die Situation locker angehen! Es sollte dich eigentlich entspannen, oder nicht? Wir echten Singles, wir tanzen ohne Netz, haben niemanden, der uns auffängt, wenn wir in die Depression fallen, weil es mit den Frauen nicht so klappt“, argumentierte einer von Adams Freunden nach drei Jägermeistern und fünf Bieren. Adam fragte sich, warum er überhaupt eine Frau liebte, die nicht mehr bei ihm sein konnte. Er und drei weitere nicht erwähnenswerte junge Männer tranken an diesem Abend noch weitere sieben Bier und drei Jägermeister, lästerten über die Frauen und Adams Begleiter empfahlen diesem, seine Freundin abzuschreiben, die sie überhaupt nicht kannten. Sie selbst hatten keine Freundinnen und erzählten Geschichten von Affären oder Kurzfreundinnen, die erstunken und erlogen waren. Adam verschwieg seinen One-Night-Stand weiterhin. Sie saßen gesondert in einer Ecke, die Bar war mäßig gefüllt. Immer, wenn die Kellnerin eine neue Runde brachte, musste sie sich anmachen lassen. Ansonsten unternahmen sie nichts, um ihr Singledasein zu beenden. Nur einmal, als einer der Mitzwanziger glaubte, angelächelt worden zu sein, fasste

er allen Mut und sprach ein erheblich jüngeres Mädchen an. Er kehrte ohne zählbare Ergebnisse zum beeindruckten Jungentisch zurück und prahlte damit, dass das Mädchen gelächelt und mit ihm geflirtet habe. Dass sie sich von ihm, seiner Alkoholfahne, seinem dämlichen Grinsen und seinen schlechten Sprüchen angewidert fühlte, wollte er zunächst nicht wahrhaben. Doch wusste er es und verfiel noch an diesem Abend in eine tiefe Depression. Er versuchte sich einzureden, dass es mit ihm und den Frauen nicht klappt, weil er immer zu besoffen ist. Diese Illusion beruhigte ihn ein bisschen. Wenn er die Jungs traf, sprach er ein jedes Mal von der „kleinen Blondin“, die ihn in der Bar angemacht hatte, und die er hätte „mit nach Hause nehmen“ können. Adam, der diese uninteressanten und nichtigen Ereignisse stillschweigend und trinkend neben sich hatte passieren lassen, sollte am selben Abend noch in der

Astro-Bar

landen. Er fühlte sich nüchtern und wollte noch ein Bier trinken, bevor er dann aber auf jeden Fall schlafen gehen wollte. Zuhause fühlte er sich einsam. Sein Bett war kalt und unbequem, sein Zimmer schmutzig und klein. Unlängst hatte er die Bilder von seiner Freundin von der Wand genommen, da diese ihn sie nur noch viel mehr vermissen ließen. Besoffen war er nicht einsam, nur noch allein. Zudem war er relativ frohen Mutes, denn er würde am folgenden Tag seine Mitfahrgelegenheit ans Meer wahrnehmen können. Noch einmal schrieb er seiner Freundin eine SMS. Sie schrieb nicht zurück. Daraufhin bestellte er ein weiteres Bier. Wenig später schrieb er noch einmal, warum sie denn nicht zurücktexten würde, ob sie sich nicht auf ihn freuen würde und dass er vermuten würde, sie habe einen anderen Typen im Bett. Für jemanden, der bereits mehr als zwei Promille im Blut hat und sich für nüchtern hält, sind dies alles absolut angebrachte Vermutungen. Er nahm einen großen Schluck und vermeinte, beim Absetzen des Bieres von einer Frau angeschaut worden zu sein. Er war sich nicht sicher, aber vermutlich handelte es sich um seinen One-Night-Stand. Dann winkte sie ihm zu. Er winkte zurück. Sie prosteten sich zu. Er bestellte zwei Jägermeister. Sie kam zu ihm. Hallo. Hallo. Welch Zufall. Ja, ne! Das wir uns nochmal wieder treffen. Ja, so was. Hätte ich nicht gedacht. Was für ein Zufall. Sachen gibt's, Wie geht's? Gut, gut. Und dir? Jaja. Dachte, ich geh nochmal auf ein Bier. Ja, ich auch. War gerade noch woanders. Hm, ich auch. SCHWEIGEN. Dann küssten sie sich, denn es gab nichts mehr zu reden. Nach einer Weile, zwei Bierern und drei Jägermeister hielten sie mit dem Küssen inne und unterhielten sich. Das Gespräch war

zunächst sehr verkrampft und sie wäre beinahe aufgestanden und heimlich weggegangen, wenn Adam nicht plötzlich frei und locker zu reden begonnen hätte. Sie erschien ihm diesmal nicht so abscheulich wie noch beim letzten Mal. Er erzählte viel davon, sich untätig zu fühlen in der Welt, unbedeutend, ohne Intentionen und Wege, ohne Ziel und Verstand. Wenn er nicht redete, dann redete sie von ihrem Semester in Malaysia und ihrem dortigen Patenkind, von Berlin und den verschiedenen Kiezen, in denen sie schon gelebt hatte. Adam war erstaunt und beeindruckt: Sie waren gleich alt, trotzdem fühlte er sich alt und unerfahren, sie hingegen erschien ihm jung und weltbewandert. Wenn sie nicht redeten, dann küssten sie, und Adam schmeckte es diesmal. Sie rieben nicht nur ihre Zungen aneinander, sondern spielten miteinander, ließen den anderen warten, zögerten, um dann umso stärker aufeinander einzugehen. Als sie bei ihr waren, sah er ihre großartige Wohnung, den Altbau mit Stuck, den Ofen und die verzierten Wände, die drapierten Staffeleien, die Fotos von Asien und die sympathische Unordnung einer Künstlerin. Was hatte sie gemalt? Nichts, außer Versuchen, vergessenen Ideen und theoretischen Gemälden. Er sah Strichzeichnungen und verwischtes Öl, durchmalte Ansätze und zerrissene Leinwände, eingetrocknete Farbe und steinharte Pinsel in vergilbtem Wasser um als Aschenbecher missbrauchten Farbdosen. Was hatte er geschrieben? Wenn es denn seine Passion sein sollte, dieses Aneinanderreihen von Satzgliedern, dieses Fabrizieren von Fiktion, dieser Brei aus Worten, dann waren es höchstens Fragmente, wenn man denn gutwillig sagen wollte. Viel weniger war es: Ansätze, Versuche, Kopien, Plagiate. Sie öffnete einen Wein, den sie auf dem Balkon tranken, etwas philosophierten, sich gegenseitig Autoren und Maler, Künstler vorstellten und Theorien ausbreiteten, die nüchtern vermutlich schwachsinnig gewesen wären, aber im Rausch nahezu revolutionär waren. Sie kramte noch etwas Marihuana hervor und sie rauchten sich ins Delirium. Trotzdem hatte Adam keinen Filmriss. Als sie sich ins Bett begaben und ein jeder vorher noch einmal ins Bad verschwand, dachte Adam kurz an seine Freundin und dass er am nächsten Morgen ans Meer fahren würde. Aber er war zu erregt und glücklich, zu gespannt und aufgereggt auf alles, was in dieser Nacht noch folgen sollte, als dass er an einen Abbruch der Nacht hätte denken können. Nachdem sie etwas aneinander herumgespielt und sich Lust verschafft hatten, setzte sie sich auf ihn und kam nach nur wenigen Minuten. Sie hatte Übung und war in der Lage, ihre Schambeinmuskulatur anzuspannen und sich selbst zu zerstreuen, sodass sie zu jeder Zeit einen Höhepunkt haben konnte. Adam wusste das nicht. Er war stolz auf sich, fühlte sich wie ein Stier mit Flügeln, wie Eros in jungen Jahren, nur besser. Dann kam auch er, nachdem seine Bewegungen intensiver geworden waren. Sie hatten es sich selbst

gemacht und waren dabei ineinander gewesen. Sie hatten sich beim Orgasmus assistiert.

Adam erwachte aus einem Zustand der sexuellen Ekstase gegen Nachmittag. Seine Sexgefährtin schlief und schnarchte mit dem Rücken zu ihm. Nackt stand er auf und ging aufs Klo. Auf dem Rückweg warf er einen Blick in das Wohnzimmer. Vergeblich suchte er die Bilder, die Staffeleien, die Kerzen und den Balkon. Alles, was er sah, waren Ikea Regale und -tische, Berge von blinkenden Illustrierten, vollgedrückte Aschenbecher, eine ungeordnete DVD-Sammlung mit den schlechtesten Hollywoodkomödien und verdorrte Pflanzen. Er blickte auf das Bett. Aus pissgelben Laken wandte sich eine fleischnackte Gestalt, die Adam nicht kannte. „Du bist ja immer noch da!“ sprach sie mit klebriger und übermüdeter Stimme. Adam erschrak und starrte die Frau an, die etwas Unverständliches von sich gab und sich wieder umdrehte. Schnell schnappte er seine Sachen und zog sich noch im Treppenhaus an. Eine ältere Frau schüttelte empört den Kopf. Auf der Straße war es laut. Taxis hupten scheinbar sinnlos. Eine Bahn ratterte vorbei. Menschen telefonierten und schrien sich an. Ein Fahrradfahrer klingelte Adam vom Radweg. Dieser stellte erschrocken fest, dass es viel zu spät war, um noch ans Meer zu kommen. Sein Portmonee beinhaltete kein Geld mehr, was bedeutete, dass er mehr als 100 Euro ausgegeben hatte. Er fand zunächst vier Euro in seinen Hosentaschen, mit denen er sich am Chinanudelibiss eine Nudel Box und eine Cola kaufen konnte. Er bestellte mit heiserer und röchelnder Stimme.

„Hab ich dir nicht gesagt, wer einen Fehler gemacht hat und ihn nicht korrigiert, begeht einen zweiten?“, sprach es aus der Chinanudelfachverkäuferin. Adam schreckte zurück und es war, als wäre er für eine Sekunde verschwunden gewesen. Er schüttelte den Kopf. Die Chinesin hielt die Nudel Box über der Theke.

„Was haben Sie gesagt?“, fragte Adam vorsichtig.

„Drei Euro Neunzig bitte“, sagte die Verkäuferin und schien ungeduldig. Adam legte das Geld auf die dafür vorgesehene Ablage, ergriff Box und Getränk und wollte so schnell wie möglich verschwinden.

„Der Mensch hat dreierlei Wege klug zu handeln: durch Nachdenken ist der edelste, durch Nachahmen der einfachste, durch Erfahrung der bitterste“, hörte er noch, als er dem Verkaufsstand bereits den Rücken zugewandt hatte. „Nicht hinhören“, dachte er sich.

„Die eigenen Fehler erkennt man am besten mit den Augen anderer“, erklang es vielstimmig aus der Box. Adam drehte sich um. „Ach ja, und Sie machen wohl nie Fehler, Sie machen einfach nur Nudeln!! Und dann meinen Sie, hier über Andere richten zu können! Ihren Konfuzius, den können Sie sich mal sonst wo hinstecken!“, schrie er und wurde etwas rot

dabei. Die Chinesin sah ihn verständnislos an. Eine ältere Frau, die gerade damit beschäftigt war, etwas in den Mülleimer zu werfen, sah Adam ebenfalls erschrocken an und sagte: „Na, hören Sie mal, junger Mann.“ Adam wusste nicht weiter. Er stockte in seiner Bewegung, den Zeigefinger gegen den Imbissstand erhoben zu haben, schaute die ältere Frau kurz an und machte sich schnellen Schrittes von dannen. „Erst in einer Zeit der Unruhe kann man Treue erkennen“, vernahm er noch, bevor er zu rennen begann. Seine Nudeln und die Cola hatte er fallen lassen.

Als er zu Hause war, versuchte er abermals, seine Freundin anzurufen: Zu seinem Erstaunen sagte ihm eine mechanisierte Stimme, dass die gewählte Nummer nicht vergeben sei. Er versuchte es auf dem Festnetztelefon: Nachdem es sehr lange geklingelt hatte, ging eine fremde Stimme an den Apparat und nuschelte ein verschlafenes „Hmm!“ durch die Leitung. Bevor Adam eine Frage nach der Anwesenheit seiner Freundin formulieren konnte, erklang es „Sie ist nicht da, man!“ aus dem Telefon. „Mit wem spreche ich bitte?“, fragte Adam irritiert. „Das geht dich einen Scheiß an!“, schrie es aus dem Hörer.

„Ich würde gerne mit meiner Freundin sprechen“, stotterte Adam.

„Ja, das wollen wir alle.“

„Wer ist da bitte?“

„Mein Name ist Robert Klages. Robert Klages, OK? Zufrieden? Bringt dich das weiter?“

„Oh, entschuldigen Sie bitte, ich habe mich wohl verwählt“, legte Adam auf. Dann verglich er die gewählte Nummer mit der Telefonnummer seiner Freundin. Sie waren identisch. Zögerlich wählte er erneut. Wieder klingelte es lange. „Jabitte!“, nahm die genervte Stimme ab.

„Verzeihung bitte. Wir hatten gerade miteinander gesprochen. Ich denke, ich bin doch richtig. Hier ist Adam. Ist ...“, Adam stockte. Wie hieß seine Freundin? Er grübelte.

„Ja, wie heißt sie denn?“, lachte es am anderen Ende der Leitung. Adam schaute auf sein Mobiltelefon. Unter der gewählten Nummer fand er nur den Eintrag „Freundin“.

„Hier ist Adam. Ich habe bei meiner Freundin angerufen und würde diese gerne sprechen“, versuchte er es erneut.

„Soll ich mal rufen, ob es hier eine Eva gibt?“, verlachte ihn Robert Klages. „Hör endlich auf, hier anzurufen, man! Ich bin es langsam leid, ich habe keine Lösung für deine Probleme. Keine Ahnung, wen du suchst.“ Sie legten gleichzeitig auf und Adam begann zu weinen. Wenig später schellte es an der Haustür. Er wusste nicht, ob er geschlafen hatte und schaute auf die Uhr. Es war Mitternacht. Er erhellte den Flur und sprach ein leises „Ja?“ in die

Gegensprechanlage. Nichts war zu hören, außer vielleicht das Knistern eines Feuers. Er klopfte an Pauls Tür, da er wissen wollte, ob dieser Besuch erwarte. Im Zimmer regte sich nichts. Als er an Maries Tür klopfen wollte, vernahm er Geräusche der Ekstase und ein quietschendes Bett. Es klopfte an der Wohnungstür. Adam ging hin und spähte durch den Türspion. Nichts war zu sehen; es war dunkel. „Wer ist da?“, versuchte Adam selbstsicher zu fragen. Es kroch jedoch kleinlich aus ihm heraus. „Ich bins!“, hörte er eine fröhlich-verwunderte weibliche Stimme. Adam wusste nicht, was er machen sollte. „Adam?“, trällerte die Stimme. Dieser öffnete und erblickte ein wunderschönes junges Mädchen mit einer Einkaufstüte auf dem Arm. Ihr Blick war irritiert aber freundlich. „Hast du geschlafen, mein Schatz?“, fragte sie zart. Adam griff sich durchs Gesicht. „Ich denke schon“. Er bemerkte, dass er dem Mädchen im Weg stand und machte einen Schritt zur Seite. Sie trat in die Wohnung und reichte ihm die kalte und feuchte Tüte. „Ich war doch nur kurz beim Fleischer“, sagte sie und entledigte sich behänd Schuhe, Jacke und Schal. „Du bist ja noch gar nicht fertig.“ Adam stammelte. „Ach, Adam“, sagte sie nicht mehr so freundlich. „Schau dich mal an! So können wir doch nicht ins Theater.“ Sie ging weiter ins Zimmer und warf einen kritischen Blick zum Schreibtisch, Adam folgte mit der immer kälter werdenden Tüte auf dem Arm. „Ach Schatz! Hast du schon wieder geschrieben? Manchmal frage ich mich, ob du wirklich denkst, jemand würde lesen, was du schreibst.“ Sie klang nun wirklich beleidigt und zornig und begann, Sachen von einem Tisch zum nächsten zu legen. „Vielleicht wird sich jemand finden“, schluckte Adam den Satz halb herunter. „Wenn du dich wenigstens an die Form halten würdest, Adam!“, schrie das hübsche Mädchen Adam an, dass dieser die Tüte fallen ließ. „Aristoteles Poetik! Habe ich dir schon vor Wochen nahegelegt. Hast du natürlich nicht gelesen. Weißt du Adam, die Leute brauchen eine Form die sie kennen, sie müssen wissen, um was es sich handelt.“ Zu diesem Zeitpunkt war es, als wäre das Zimmer in einem Backofen: Die Gegenstände und Wände verzogen sich und schmolzen übereinander, neue Formen entstanden. Unbeschreibliche Objekte, Dinge an sich, bedeutungslose und sinnleere Symbole. Maßstäbe lösten sich auf, Farben wirbelten durcheinander, Eisen wand sich um Holz und Beton, Draußen und Drinnen leierten sich und die Stimme der von Kreisen durchzogenen Frau klang instrumentalisiert. Ein Baum wuchs Adam durch die Adern und verknotete sich mit Musiknoten, die durch die eitrig Luft irrten. Sein Kopf war eine Schreibmaschine. „Ich bin hier der Herrscher!“, tippte er. „Ich entscheide!“ Dann fuhr ihm ein Bleistift durch den Leib und sein Herz pumpte aufgespießt an der hinteren Zimmerwand, welche sich zu einer monströsen

Vagina

verwandelte, die langsam einen Wirbel entstehen ließ, der alle Materie verschlang. Adam erwachte in einem mittig gelegenen Theatersessel, umgeben von Leuten, die auf die Bühne starrten, von wo aus ein Mann *Sein oder nicht Sein; dass ist hier die Frage* brüllte. Das Mädchen sah ihn kritisch an und hielt die Tüte auf dem Schoß, aus der Blut triefte. Adam lehnte sich leicht zu ihr und signalisierte, ihr etwas zuflüstern zu wollen. Sie lehnte sich leicht in seine Richtung. „Weißt du, wenn eh niemand liest, was ich schreibe, dann ist es auch egal, was ich schreibe, oder nicht?“, sagte Adam laut. „Lass uns später darüber reden“, flüsterte sie verlegen, streichelte ihm beruhigend über den Arm und konzentrierte sich wieder auf die Bühne. „Ich muss mal aufs Klo“, sagte Adam, stand auf und drückte sich mit höflichen Gesten durch eine Reihe Theatergäste, die irritiert und genervt etwas hochrückten, so als habe er dadurch besser Platz. Manche blieben gar wie versteinert sitzen, sodass er entweder über ihre Beine steigen oder sich unter Aufwendung von Kraft hindurchdrängen musste. Am Ende der Reihe wäre er beinahe hingefallen und hätte schwören können, dass ihm eine ältere Frau das Standbein weggezogen hatte. Auf den Waschräumen angelangt, versuchte er, sich im Spiegel zu erblicken. Allerdings sah er sich nicht, egal, vor welchen Spiegel er trat oder wie sehr er herumhampelte. Hinter ihm stand eine wunderschöne Frau, die verlockend lächelte. Adam erschrak nicht mehr, denn schon lange stand sein Herz still. „Ich habe auf dich gewartet. Ich werde dich lesen“, sagte sie leise. Sie kam näher und streichelte Adam von hinten über den Nacken und über das Gesicht. Für einen kurzen Moment konnte er Teile seines Lächelns im Spiegel sehen. Er hätte sich umgedreht, aber das war nicht nötig, denn er sah sie voll und ganz und spürte jede ihrer Bewegungen als wären es seine eigenen. Sie drückte sich von hinten an ihn und flüsterte: „Es ist in der Tat egal, was du schreibst. Niemand wird es lesen. Aber das heißt auch, dass du frei bist, dass du schreiben kannst, was du willst. Aber hör nicht auf! Bitte hör nicht auf!“ Ihre Stimme drang durch ihn und wieder sah er sich für einen kurzen Moment. Ihre zarten Hände fassten ihm in den Schritt und knöpften langsam seine Hose auf. Sein steifes Glied erschien im Spiegel und sie rieb es. Er lehnte sich an sie und hätte sich fallen lassen können. „Schreib! Schreib, Adam. Schreib, wie du noch nie geschrieben hast.“ Während sie ihn berührte, wie er noch nie berührt worden war, flüsterte sie ihm durch den Körper. „Ich will dich! Ich will dich sehr und mehr, mehr und MEHR!! – Ich will schreien, wenn ich auf, unter, über, bei, links, rechts, neben dir liege, atme, stöhne, stoße.“

Mit deinem Schwanz an meinem nackten Körper spielen, mit der Schwanzspitze meine Schenkel streicheln, deine Hitze an mir spüren, dein Glied in mir, dir die Seele rausvögeln. Hart, sanft, schnell, langsam, mal tief und heftig, mal seicht und zärtlich. Treiben will ich es mit dir. Im Bett, deinem, meinem. Auf dem Teppich davor, an die Fensterscheibe gepresst – Rollos oben oder unten, egal, Hauptsache deinen Schwanz fest und erregt stoßend in mir, deinen Händen an meiner Haut, die linke an meiner Brust spielend, die Rechte zwischen meinen Beinen mich penetrierend. Deine Zunge an meinem Hals, deinen feuchten heißen Atem in meinem Nacken. In ein Museum will ich mit dir gehen, bloß um es dort zu tun. Unter den Bildern, Skulpturen, begafft von den Besuchern. Ich will deinen Schwanz bespielen und in mir fühlen – zu Besuch bei Allen, die wir kennen, deinen Körper lieben bei jedem, den wir kennen werden. Ich möchte auf alle Möbel geworfen werden. Vom Gästebett auf den Teppich, auf den Tisch, aufs Sideboard, mit nassen Körpern, offenen Mündern, Sex in den Augen, aneinander, ineinander gekrallt sollst du mich auf den Regalen nehmen. Ich will dich an mich, mich an dich, dass wir nicht mehr aufhören können. Für immer nackt beieinander. Nackt verschwitzt in unserer Blöße echt, erregt, ewig.“ Adam ejakulierte heftig und erblickte sich allein im Spiegel. Er dreht sich um und suchte aber fand nicht. Zurück im Saal fand er nur noch die blutende Tüte auf dem Sitz des Mädchens, leichter Nebel stand auf dem Boden. Eine ältere Frau mit einem Besen fegte den Nebel. Adam lief hinaus und fuhr nach Hause, nur er allein in der Bahn, sein Schwanz tropfte noch Glut. Als er zuhause ankam, empfingen ihn Marie und Paul. Sie standen schlaffertig gekleidet vor ihm, Arm in Arm. Bevor sie etwas sagen konnten, rief Adam: „Wo ist sie?“ Marie drehte ihren Kopf an Pauls Schulter, der tief einatmete. „Adam. Geh schlafen, vergiss die Sache endlich. Du musst das vergessen!“ Während Adam noch mehrere Male „Wo ist sie?“ vor sich hin stammelte, stolperte er in sein Zimmer und schlief nicht. Wie kannst du vergessen, was in dir wohnt, was nach sich selbst fragt und ruft und verlangt? Wie kannst du dein Herz herausschneiden und es verbluten betrachten? Es ist möglich, soviel steht fest. Es nennt sich überleben und funktioniert ganz von allein, ganz automatisiert und unbemerkt. Du musst nichts dafür tun, nur leben. Ab und zu einatmen, dich nicht veratmen, das reicht schon. Ab und zu einen Schluck trinken, dich nicht vertrinken, schon das genügt. Noch einmal versuchte Adam, seine Freundin zu erreichen, aber nicht einmal der unfreundliche Mann ging ans Telefon. Daraufhin trank Adam, bis er nicht mehr konnte. Dann erbrach er Blut und Rosenblätter.

Sehr bald begann er, des Nachts durch die Stadt zu irren, durch Parks, durch Straßen, durch Regen, durch Schnee, durch Sonne, durch Bars, durch Clubs. Er erwachte selten bevor die

Sonne die Welt verlassen hatte und der schwarze Mond glühte. Manchmal aß er dann ein Ei oder zwei, ein paar Gurken, und trank den Rest von Gestern. Er schaute viele Filme mit nackten Menschen, die sich für ihn demütigten, und er rieb sich dabei mehrmals pro Tag und trank aus schwarzen Flaschen. Kurz bevor es hell zu werden drohte, schleppte er sich in einen Club. Dort, wo er noch Einlass bekam, schwebte er zur Musik. Wenn man ihm noch Drogen gab, nahm er diese. Manchmal sah er nur noch seinen Schatten mit der Flasche in der Hand, wie er umfiel und aufgestellt, angemault und beiseite geschubst wurde. Paul und Marie waren aus-, zusammengezogen. Die Wohnung stank vor Leere. Manchmal stand sein Schatten nur so dar. Manchmal versuchte er, sich selbst zu zertreten. Manchmal fiel sein Schatten auf andere Schatten und sie verknoteten sich kurz. Einmal geschah es, dass er sich öfter mit einem Mädchen traf. Sie tranken süße Getränke am späten Nachmittag. Sie fragte ihn, ob er eine Freundin bei sich trage. „Ich weiß nicht“, sagte er. Sie sahen sich nie wieder. Daraufhin verschwand Adam. Seine Facebook Chats pflegte er noch und auch sein Bafög-Geld erhielt er weiterhin pünktlich. Mit seinen Eltern telefonierte er brav. Er war stolz auf die Entdeckung, dass es besser war, bei ihnen anzurufen, als sich durch ihre Anrufe überraschen zu lassen. Ab und an likete er eine Seite oder einen Kommentar, kommentierte Kommentare kommentierender Kommentare und antwortete mit „muss ja“, wenn man ihn auf sein Befinden anchattete. Er ging nicht mehr raus. Sein Schatten baumelte an einem

Strick

von der Decke. In den Nächten konnte Adam nicht schlafen und durchlitt die Tage in andauernder Müdigkeit. Er wälzte sich im Bett, schaute noch einen Film oder noch eine Serie auf www.kinox.to, sah sich Pornos bei www.youjizz.com an oder lag einfach nur herum ohne selbst zu wissen, auf was er wartete. In den Nächten quälten ihn die vielen kleinen Geräusche, die er zuvor nicht wahrgenommen hatte. Die Toilettenspülung, der leicht an den Wänden zitternde Bass einer Musikanlage und das Gekicher, das durch die Rohre des Neubaus kroch. Von Nacht zu Nacht kam dieses Theater der Töne näher, das um ihn tanzte. Ein nur leises Kratzen spürte er auf seiner Haut, die Spülung wurde zu einem Wasserfall, das Plätschern von Urin in nächtliches Wasser deutlich, und der Nachbar, der sich über, unter und neben ihm im Bett wälzte, vorstellbar. Er hörte die Dialoge aus den Nachbarbetten, was sich zugeleckt wurde; er vernahm die Geschlechtspartnerkörper, wie sie unter, über, links und rechts neben ihm nichts weiter taten, als das, was ihm versagt war. Die Gestelle der Betten schlugen im

Gleichtakt in sein Gehirn, das Stöhnen drängte sich durch die Wände dünn wie Haut und er vernahm das orgastische Ausatmen eines Geschlechtspartnerkopfes direkt neben seinem übermüdeten aber wachen Körper, der sich hin und her reckte. Oft onanierte er, aber ohne das Gefühl der Erleichterung oder der Befriedigung. Er wünschte sich die Ruhe eines Grabes. Desto mehr er zu schlafen versuchte, sah Adam die Körper um sich herum, wie sie alle möglichen Dinge taten, die zwei oder auch mehrere Körper in Anbetracht der Schwer- und Zentrifugalkräfte, der Fett- und Muskel-, Schwing- und Spannungsgesetze, der Möglichkeitsvariablen und Gewicht plus Stoßkraft Grenzen imstande sind miteinander zu veranstalten oder sonst etwas unternahmen, was Ausgeburt seiner Fantasie, Tagesrest war. Er sah Peitschen auf Mädchenhaut knallen, Wachs auf Geschlechtsorgane tropfen, Sperma und „Natursekt“ von ekstatisch angespannten Körpern triefen oder Männermünder über stramme Pimmel lecken und Frauenfotzen, die sich gegenseitig verschlangen – triefend, nass, bepisst und besudelt. Es krochen Vorstellungen in ihn, Gedanken an Erinnerungen, Schmerz, Mitmenschen, Gegenmenschen, Übermenschen, Nebenmenschen, Menschenmenschen, berühmten Menschen, aus der U-Bahn, aus der Uni, aus den Medien, aus den Vorstellungen, aus der Vergangenheit, aus der Zukunft. Ein Klumpatsch aus Körpermassen, die nicht mehr waren als unterdrücktes Verlangen, ein Zusammenbau aus den Brüsten der Frau in der U-Bahn, dem Arsch seines besten Freundes, den Augen seiner Ex-Freundin, dem Rehnacken seiner Mutter und der Vulva Gottes. In dieser Komposition des Verlangens, ausgelebt in Wahn und Schweiß, durchlebte Adam alles, was er sich nicht freiwillig zu denken wagte; er lebte die Gedanken, die er im Wachzustand aus seinem Kopf zu peitschen versuchte, die sich festgesetzt hatten in den Hinterstübchen seines Verstandes, bis sie wie Blitze zurückkehrten. Aus dem Gefängnis seines Verstandes schossen sie heraus und blieben doch ungelebt, blieben Verlangen der zu Wahnsinn führt. Und dieser Wahnsinn konstruierte ein Bild von einem weiblichen Wesen, welches ihn fortan plötzlich, unerwartet und immer wieder aufsuchen sollte. Und er wollte „sie“ ficken, aus deren wirren Hirnwindungen dieselben Gedanken aus Gefängnissen tropften, sich anzogen und sich umtanzten, schließlich verschmolzen zu gemeinsamen Gedanken, die sich dann gemeinsam befreiten und frei blieben in den Erinnerungen. Er beehrte dieses Wesen, deren Körper die Sprache seiner eingespernten Gedanken war, die ihn einlud zu ihren Gedanken, ihm die Gitterstäbe verbog, ihn erlöste vom Rechtfertigungsdrang, ihm die Gedanken aufrieb, ihn zu denken einlud, was er sonst nicht denken durfte. Seine psychische Realität preschte in den Vordergrund und errang Herrschaft über das Symbolische und das Imaginäre. Unbewusste Wünsche äußerten sich – das

Ausgestoßene, Verbotene, Verdammte kam ans Tageslicht. Der schwarze Schatten jenseits des Zugriffs der Vernunft ermächtigte sich seiner. Wenn er in ihre tiefen Augen schaute, die schwarze Sonne funkeln sah, dann fickte er nicht für den Moment, nicht für den einen, die anderthalb Orgasmen, sondern meißelte sich in Ewigkeit. Er schrieb sie in sich fest und verlebte sein Dasein im nächtlichen Wahn nach ihr und im täglichen Desinteresse und in Apathie an allem, was nicht Wahn war. Nur ein einziges Mal würde er sie treffen, unerwartet, irgendwo, und sie würde ihn erlösen, den Wahn wieder von ihm nehmen und ein unendliches Gefühl der absoluten Ekstase hinterlassen. Danach würde er sie nie wieder sehen, aber auf ewig würde sie in ihm sein, in seinen Gedanken. Nachdem sie miteinander frei gewesen waren, würden sie es anders nennen, nicht mehr Sex, nicht mehr Liebe, nicht mehr Akt, nicht mehr ficken – sie würden neue Wörter finden. Ihre Sprachen würden sich danach ändern, ihre Blicke würden sich danach ändern, ihre Welten würden sich danach ändern. Und immer würde die Erinnerung an die gemeinsame schwarze Nacht darin existieren, darin verständlich sein, darin leben, daran mahnen, daran zugrunde gehen, wie alles zugrunde geht.

Auch Adam starb langsam vor sich hin, so wie alle Menschen. Einmal, als er gerade schwarze Flaschen kaufte, sah er noch ihren glänzenden Nacken verschwinden und ließ eine Flasche fallen. Das Schwarz lief auf den Boden. „Schäm dich nicht“, hörte er ihre Stimme. Ein anderes Mal lief er ihr lange nach, durch kalte Straßen. Er verlor sie, setzte sich in ein Kaffee und schloss die Augen. „Wir liebten uns schon immer, aber kannten uns noch nie“, hörte er sie. Dann, es war schon spät im Leben und vor einem Abhang, der vor Adam stand, da sah er sie ganz und endlich. Sie riss sich ihre Kleider vom Leib, und an der Stelle, an der andere Menschen ein Herz tragen, klaffte ein Riss, eine Wunde. Auch Adam riss sich alles vom Leib, auch die Haut. Und sein Riss, seine Wunde zog zu ihrer und sie vereinigten sich in Blut und Schweiß und Ewigkeit.

Am Ende war das

Wort

und ich spucke es auf den klebrigen Boden zu meinen Füßen. Etwas Blut läuft aus meinem Mund und das Wort schwimmt mit anderen Worten zu einem Leben um mich herum. Gläser schlagen auf Tische. Zigaretten entzünden sich: rechts, links, hinter mir, wieder links. Kellner irren umher. Weine gluckern aus Flaschen. Finger durchstöbern Geldbörsen. Löffel

stechen in Kaffees, kreisen gelangweilt, zerreiben Zucker, kratzen Tassenböden wund. Unterhaltungen: Palaver: Geräusche. Ungleichmäßige, unschöne Kurven auf einem Oszillografen. Erregungen, Heiterkeit: spritzen heraus. Unmittelbar neben mir muss jemand gerade seine Zeitung vergewaltigen, denn Lesen kann das nicht sein. Ein Apfel wird zerfleischt. Cocktails werden durch Strohhalme gezwängt. Meine Augen öffnen sich. Kinder jagen sich. Frauen tragen Blicke am Leib. Auch meinen nimmt sie noch ein Stückweit mit. Ich bekomme einen Kaffee mit Milch und ein Glas Wasser hingestellt. Ich trinke süchtig. Ich scheine gerade ein Buch zu lesen, das auf dem wackeligen Tisch liegt. Bataille. Als Lesezeichen verwende ich das Foto einer Frau im Wind, an einem Steinstrand, die Haare wehen, bewegen sich tatsächlich noch für mich. Ich war nie dort, am Ort dieses Fotos. Auf der Rückseite steht etwas geschrieben: „Liebe bedeutet: Das, was man nicht hat, jemandem zu geben, der es nicht will.“ Ich denke darüber nicht nach. Stattdessen weiß ich jetzt, wo ich bin. Der Platz heißt „Plaza de Corredera“. Ich bin in Córdoba, Spanien. „Sie sollten das Schreiben wirklich sein lassen“, wendet sich ein Mann mit Glatze am Vordertisch zu mir hin. „Das hat doch keinen Sinn. Machen Sie was Vernünftiges. Und wenn Sie das nicht können, dann genießen Sie doch wenigstens ihr Leben.“ Wir blicken uns kurz an, dann wendet er sich wieder um.

Ich lege etwas Geld auf den Tisch und gehe in eine Richtung. Ich weiß, wo ich wohne. Leider. In der Hoffnung, mich zu verlaufen, biege ich in eine Straße mit kleinen Treppen ein. Es riecht nach meiner ersten Freundin. Ich gehe in ein Haus und einen Hinterhof. Die Sonne drückt die Menschen platt. Ich suche mir einen Schatten und liege dar. Die Menschen sind bunt und jung. Unter ihrer Buntheit sind sie blank, bleich und manchmal nass. Der Mensch im Urlaub ist ein Pfirsich im Honig. Ich weiß nicht, wann ich das letzte Mal geredet habe. Es muss einmal gewesen sein. So wie Adam. Ich versuche, nicht daran zu denken, was einmal war, aber das ist schwer. In einer der letzten Nächte habe ich wieder von ihr geträumt. Oder anders gesagt: sie hat mich von ihr träumen lassen. Mit Wind im Gesicht bin ich aufgewacht und der Traum war noch präsent, war immer schon dar, ist jetzt noch präsent, und wird mich auch niemals wieder verlassen. Es gab niemals eine Zeit ohne sie, ohne ihre Präsenz. Mein Körper tritt jeden Moment aufs Neue in die Gegenwart, mein Geist verharrt. Ich erinnere mich daran, dass es einst eine Zukunft gab.

Dann sitzt jemand neben mir. „Vermisst du mich?“, fragt sie. Ich kann ihr Gesicht nicht erkennen, denn es schwindet im Wind. „Ja. Ja, ich vermisse dich sehr“, sage ich leise. Der Kellner dreht sich zu mir um. „Folgst du mir?“, fragt sie. Ich sehe ihren Mund sich nicht

bewegen. „Natürlich folge ich dir. Mein Leben lang“, antworte ich und laufe in die Richtung, in die der Wind weht. Ich bin der Wind. Sie ist der Wind. Wir sind Wind und wir wehen durch die mittlerweile nächtlichen Straßen. Eine Laterne steht dar, wie überall; ich habe zwei Schatten. Ihre Gestalt ist um mich, ich weiß es. Und doch ist alles nur in mir, ich weiß es auch. Meine Lippen schmecken süße Erinnerung für einen Moment und einem Moment voll Erinnerung. Wir wehen um einen Orangenbaum, dass die Orangen zu Boden fallen, die Treppe hinabrollen und auf der Straße liegenbleiben. Um den dünnen Baum wickeln wir uns, immer enger, immer dichter, bis mir die Luft wegbleibt und ich wie erwache. Um einen Orangenbaum liegend. Orangen um mich und auf mir. Orangen auf der Straße. Orangen unter mir.

Wohin bei Tag? Jeden Tag dieselbe Frage. Bei Nacht ist der Traum klarer; ich verabscheue den Tag und seine Realität. In der Nacht ist das Leben Verlangen; ist es das, was es am Tag nicht sein konnte. Jetzt ist Tag. Ich bin, was ich nicht sein will: lebendig. Ein Mensch. Ein Wesen mit ungestilltem Verlangen. Am Tag, da schlafen die Dämonen, sagt ein Vater zu seinem Kind. Irgendwo. Die Maschine Leben rollt. Auch heute. Warum auch nicht. Die Hoffnung vom Stein im Getriebe habe ich aufgegeben. Schon lange. Und mit mir alle Menschen. Verträumt sind sie. So wird ein Mann in einer Fabrik angeschrien. Vielleicht. Es ist wahrscheinlich. Ich rieche mich selbst in den Gesichtern der Leute. In dem Gesicht der Menschheit kann ich mich sterben sehen. Es steht ein Satz ohne Sinn an einer Wand ohne Farbe links von mir. Die Sonne steht wie gefroren am Himmel. Mein Körper brennt und trägt den langen Schatten durch die schmalen Gassen in Sicherheit, in den Schatten, dass mein Schatten verschwindet, verschmilzt mit Seinesgleichen zu Nichts, nichts Erkennbarem, ausgelöscht und doch existent. Gedanken schmerzen, schon immer. Positive Erinnerungen sind weit weg, ungreifbar, unerträglich auszuhalten sie auszuhalten, unerträglich. Negative Erinnerungen sind die Gegenwart. Ich lege mich auf die Straße, den Kopf auf den Stein, ein Bisschen fester drücke ich mich auf den kalten Stein. Dann Wind. Wind tut so gut. Ich will in einen Sturm. Ich will ein Sturm sein. Dann steht sie über mir, ich kann ihr unter das Kleid schauen, dass wir einmal zusammen gekauft haben und ihre Unterwäsche sehen, die sie nicht trägt. Ich sehe Vergebung, die ich nicht will. Ich sehe Mitleid für den kleinen Ritter in mir, der vergeblich gegen meine Dämonen antrat, der gefressen wurde und manchmal noch sein Schwert betrachtet. Sie krempelt mein Hemd hoch und setzt sich auf meinen Bauch. Es wird warm, dass ich nicht mehr atmen kann. Die Geschichte ist die Gegenwart geworden und war es schon immer. Was hilft es mir, sie zu verstehen? Was hilft es, sie zu deuten und aus anderen

Perspektiven zu sehen? Ich war wie geleitet; und weiß nicht, ob ich anders entschieden hätte, könnte ich nochmal entscheiden. Ich weiß nur, dass ich nicht anders hatte entscheiden können. Ich hatte nicht einmal die Entscheidung, ob ich entscheiden wollte, ob es eine Entscheidung gibt. Es gibt immer Alternativen, denken die Narren. Dabei hatte ich schon entschieden, dass ich mich nicht entscheiden kann; und auch das lag nicht in meiner Hand. Neben mir ist das Leben am leben. Ich schreibe diesen Satz. Immer und immer wieder schreibe ich diesen Satz, den ich nicht verstehe, aber ich schreibe ihn. Immer und immer wieder. Und immer weiter lebt das Leben scheinbar neben mir und ohne mich. Leben ist das, was passiert, während du andere Pläne machst. Die Menschengestalten laufen über mich, wie über einen Schatten; sie sehen vielleicht kurz auf, um den Ursprung, den Auslöser des Schattens zu sehen; sie wundern sich vielleicht kurz über den Schatten ohne Ursprung, über Geworfenes ohne Gegenstand, über die Form meines Schattens nicht zuletzt. Er steht nicht still, mein Schatten; er weht, wie eine Fahne im Wind. Dann stehe ich wieder im Schatten. Mein Schatten ist zugedeckt mit Schatten. Schatten + Schatten = Schatten. ~~Schattenschatten~~. $1 + 1 = 1$. Ich suche Wörter. Ich bin auf der Suche nach Wörtern. Nach Wörtern für mich und die Menschen. Dabei suchen die Wörter ihre Gegenstände und ihre Menschen, dachte ich früher. Das ist Poesie, weiß ich jetzt. Dabei erschlagen uns die Wörter heutzutage und wahre Poesie kann nur noch schweigen; und schweigen bedeutet vor der Wand stehen. Dort, wo ein Spiegel sein sollte, ist ein Loch. Der Spiegel, das sind die Anderen. Ich bin, was ich denke, wie mich andere sehen. Andere denken, also bin ich. Ich sehe mein Ich nur im Nicht-Ich. $-A = A$. Was ich denke, dass ich bin, bin ich in meiner Deutung der Anderen. In ihren Worten, in ihren Gesten, in ihren Gesichtern, die meine Worte sind, meine Gesten, meine Gesichter. Und ich bin ihre Worte, ihre Gesten, ihre Gesichter. Wir sind uns selbst anders. Ich, das ist Kommunikation, schweigende Kommunikation. Das ist interpretierte Kommunikation. Ich bin geschluckt vom Schatten der Kommunikation. Ich: das ist schon gewesen und wird immer schon sein. Individualität ist eine Lüge; wenn alle individuell sind, wer ist dann anders? Ich bin verflochten in den Möglichkeiten der Grammatik; ich bin nicht geworfen, ich knüpfe an. Ich kann nicht anders sein als die Grammatik aller. Ich docke an, an das Wabennetz der Kommunikation. Der Mensch, das ist Grammatik und ein Bisschen Spucke. Individualität ist eine Metaphysik, ein Erzglaube. Wäre ich individuell, gebe es kein Wort dafür. Ich will wieder sein, was nicht beschrieben werden kann. Ich will wieder fühlen, außerhalb der Grammatik. Ich will wieder fühlen, ohne zu fühlen. Ich will wieder sein, ohne zu sein. Ich will mich nicht fühlen, wie es Worte dafür gibt. Mit ihr, mit ihr war es so. Ich erinnere mich ohne Worte daran. Ich will

keinen vorgeschriebenen, ausdeklarierten und-definierten Zustand fühlen, sondern wortlos, wortleer atmen. Ein lebendiger Widerspruch will ich sein; schon jetzt ertragen meine Organe meinen Geist nicht mehr. Ich bete den Gott an der sich selbst zerstört. Und unter der schwarzen Sonne dieses Gottes lebe ich, seit dieses einzigen, endlosen Augenblicks mit ihr. Ebenso die große, allmächtige, heilige, schwarze Muttergottesfotze. Sie tropft über mir wie eine Regenwolke, dass ich nass werde aber nicht erfrischt. Hier, wo auch der Schatten brennt und die Gedanken schmelzen, da ist sie labendes Feuer und loderndes Nass.

Letztens oder bald, ich weiß nicht mehr wann, da habe ich mich auf eine Frau gelegt. Als das Morgenlicht zu brennen begann, bin ich in einen Club geflohen und stand dort herum. Dann wurde es auch dort hell und sie zog mich mit sich. Wir konnten nicht reden, denn wir teilten keine Sprache. Das war gut so, denn für die meisten Leute trage ich die Zunge krumm. Ich weiß nicht, was sie gesehen hat, in mir, an mir, mit mir. Aber ich spürte, dass sie wusste, wo es noch Dunkelheit gab. Sie hat geführt, meinen Schatten durch die Nacht getragen. Im Blitzlicht eines Kellers zuckte mein Schatten. Die Leute steckten die Nasen fest zusammen. Das Lächeln hing automatisch im Gesicht. Sie war Rumänin. Was machte sie hier? Ich weiß es nicht. Was machte ich hier? Sie weiß es nicht. Sie hat mich langsam angefasst, und ich fühlte es, das Fleisch zu meinem Schatten. Ich fasste sie an und wurde jung. Auf einer quietschenden Matratze war mein Fleisch ihres, und ihres war meins. Wir bedienten uns. Ich tat ihr weh, wie ich wollte, dass sie es bei mir machte. Und sie tat mir weh, wie sie wollte, dass ich es bei ihr machte. Für einen Moment sah ich ihre Augen und den Menschen hinter dem Fleisch, aber sie stieß mich weg, aus dem Menschen heraus, zurück zum Fleisch. Wir waren in einem Hotel, anonym. Es gibt ein Leben hinter diesem Fleisch, eine Geschichte, aber ich kann sie nicht erzählen. Warum tust du das, hätte ich sie gerne gefragt, und sie hätte genauso geantwortet, wie ich auf diese Frage geantwortet hätte: Aus denselben Gründen wie du. Unser Fleisch war nass und wir lagen noch lange atmend. Hätte sie mich gestreichelt, ich hätte geschrien und geweint. Stattdessen hat sie sich bedankt. Ich bin gegangen, denn Sex ist kein Kompliment. Und auch Komplimente nach dem Sex sind keine Komplimente. Und für mich sind Komplimente kein Sex. Also bin ich gegangen.

Auf dem Weg durch die lange Sonne hin zu meinem Hotel umzäunen mich meine Schatten mit ihrem Totentanz. Ich gehe durch das Leben, durch Touristen und Esel, durch weilende und hastende Weltbewohner, durch Bettler und Roma, durch eisschleckende Kinder, durch händchenhaltende Pärchen – ich schwitze hindurch, am Körper hängt die Sünde, im Geist suche ich die nächste. Meine Schatten drehen sich, tanzen um mich wie um ein Feuer, kreisen

wie Geier. SIE steht an jeder Straßenecke. Den Blick mal stolz auf mich gerichtet, mal mit Verachtung, mal mit Neid, mal mit Zorn. Mal nur ihr Blick. Nur der Blick. Sieh dich selbst, sagt der Blick. Sieh dich selbst mit Augen, die du dir selbst nicht geben kannst. Sieh dich außerhalb deiner selbst. Sei fern von dir. Beobachte dich. Verfolge dich. Sei dein Schatten und löse dich. Sieh dich, unabhängig von dir. Siehst du dann, wie erbärmlich du bist? Würdest du dich selbst mögen, wenn du dich so siehst? Geh mal an dir selbst vorbei.

Dann sitze ich in einem Restaurant. Vor mir liegt die Tageszeitung wie ein Alibi auf dem Tisch. Ich trinke warmen Tequila und löftele Salmorejo. Ich schwitze alles wieder aus. Die Sonne bewegt sich nicht. Sie zeigt auf mich. Ich bin ihr Opfer heute. Ich bestelle Wasser, drei Flaschen. Und Bier. Und Wein. Den besten Wein des Hauses. Ich habe ihn mir vorher zeigen lassen. Kellner umgarnen mich in vier Sprachen. Ständig wird mein Tisch gewischt. Ich bestelle die Köstlichkeiten und Spezialitäten des Hauses. Aubergine mit Honig. Schwarzer Schinken um Langusten gewickelt mit Tralalasoße. Lachsrollchen mit Käsecremehauben. Frittierte Bullenschwänze. Muscheln im Wienerschnitzel. Ob es auch Seepferdchenbrei oder Affenhirn gebe, frage ich. Der Ober verneint entschuldigend. Hm, sage ich und bestelle eine weitere Portion Thunfischsteak. Nichts esse ich auf, immer lasse ich mehr als die Hälfte stehen und bestelle ein neues Gericht, jedes Mal die größte Ration. Den besten Schinken schmeiße ich auf die Straße, für die Tauben. Dann bewerfe ich die Tauben mit schottländischen Trüffeln. Die Gäste auf der Terrasse schauen mich an, drehen sich ständig zu mir um. Ich rülpe und stecke mir die ganze Flasche Chateau Latour in den Rachen, schlucke und ziehe sie wieder hinaus, dass es mir über den Kopf läuft. Erschöpft lasse ich die Flasche auf dem Boden zerplatzen. Alle schauen. Ein Kellner fegt die Scherben weg und fragt, ob ich zahlen möchte. Ich bestelle noch eine Flasche Wein. Zuerst muss ich jedoch zahlen. Ich frage, ob ich ihm meine Kreditkarte durch den Arsch ziehen kann und werfe sie ihm an den Kopf. Er zieht sie kommentarlos durch sein Gerät, holt mir die Flasche und fordert mich auf zu gehen. Ich gehe. Ich schreibe. Ich schreibe mich betrunken durch die kleinsten Gassen. Ich begrabsche alle Frauen, die mir begegnen und gebe ihnen danach Geld. Oft werde ich verprügelt, aber nie so richtig. Ich schmeiße alles um, was mir im Weg steht, stoße alle Leute beiseite. Ich schreibe mich auf den höchsten Kirchturm. Von dort aus schreie ich: Ihr! Ihr werdet alle nach mir sterben! und schreibe mich hinabstürzen, meinen Körper auf dem Marktplatz zerplatzen. Ich bin keine schöne Leiche. Ich hinterlasse nichts.